

Errungenschaften: Ein Problemaufriss

Fabian Hutmacher und Roland Mayrhofer

Den testamentarischen Verfügungen Alfred Nobels zufolge sollen die von ihm gestifteten Preise an jene Personen vergeben werden, die im vergangenen Jahr *der Menschheit den größten Nutzen geleistet haben*. Wenn man so will, sind die Nobelpreise für Physik, Chemie, Physiologie oder Medizin, Literatur und Friedensbemühungen also eine Möglichkeit, eminente Leistungen und menschliche Errungenschaften auf künstlerischem, wissenschaftlichem und politischem Gebiet zu würdigen. Dass dem auch in der öffentlichen Wahrnehmung so ist, lässt sich beispielsweise daran ablesen, dass die Bekanntgabe der Preisträgerinnen und Preisträger, die traditionell zwischen Anfang und Mitte Oktober stattfindet, stets von großer medialer Aufmerksamkeit begleitet ist. Dabei wird in der Berichterstattung üblicherweise nicht nur aufgearbeitet, *wer* die Preisträgerinnen und Preisträger sind und *unter welchen Umständen* sie ihre Leistungen vollbracht haben, sondern auch, *was genau ihr Wirken eigentlich so bedeutend macht*. Gleichwohl ist nicht ausnahmslos alles Lob und eitel Sonnenschein. Immer wieder gibt es auch Kritik an der Vergabepraxis (für einen Überblick, siehe z. B. Feldman, 2000): War diese oder jene Leistung wirklich eine Auszeichnung wert? Hätten andere Personen den Preis nicht ebenso verdient? Wie sinnvoll und objektivierbar sind die Kriterien, die bei der Vergabe angelegt werden? Und warum werden die Preise überhaupt nur in den genannten Kategorien vergeben: Gäbe es nicht andere Disziplinen, die ebenfalls in den Genuss einer derartigen Auszeichnung kommen sollten?

Mit solchen Fragen befinden wir uns bereits mitten innerhalb jenes Themenkreises, dem wir uns mithilfe des vorliegenden Bandes nähern möchten. Einer grundlegenden Zweiteilung folgend versammelt der erste Teil des Bandes dabei Beiträge, die untersuchen, welche *gesellschaftlichen Rahmenbedingungen* gegeben sein müssen, damit eminente Leistungen hervorgebracht werden können, beziehungsweise damit deren Hervorbringung wahrscheinlicher wird. Demgegenüber nehmen die Beiträge zum zweiten Teil eine Erkundung jener *individuellen Eigenschaften* vor, über die Personen verfügen, die eminente Leistungen hervorbringen. Dabei schwingt in beiden Teilen durchgängig auch die metatheoretische Frage mit, was eigentlich unter einer Errungenschaft oder einer eminenten Leistung verstanden werden soll und weshalb sich die Bewertungsmaßstäbe solcher Leistungen im Laufe der Zeit verändert haben. Übergreifendes Ziel bei der Zusammenstellung der Beiträge war es dabei, die Perspektiven verschiedener Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus der Psychologie und anderen sozial- und geisteswissenschaftlichen Fächern zusammenzubringen und in ein produktives Verhältnis zueinander zu setzen (vgl. hierzu auch Hutmacher & Mayrhofer, 2021; 2022). Getragen ist dieser Ansatz von dem Grundgedanken, dass sich neue Einsichten in ein potentiell interdisziplinär zu bearbeitendes Forschungsfeld vor allem dann ergeben werden, wenn Expertinnen und Experten in einem ersten Schritt jeweils aus dem Blickwinkel ihrer eigenen Disziplin heraus denken und schreiben. Stellt man die aus diesen Betrachtungen abgeleiteten Thesen und Beobachtungen dann nebeneinander, so ergibt sich

daraus vielleicht kein einheitliches Gesamtbild, in dem sich alles harmonisch ineinanderfügt, aber doch – so wenigstens unsere Hoffnung – eine interessante multiperspektivische Skizze, die den Ausgangspunkt für weitere Diskussionen bilden kann. Widersprüche und Inkonsistenzen sind dabei – ganz im Sinne akademisch einzuübender Ambiguitätstoleranz (Bauer, 2018) – nicht etwa Anlass zur Sorge, sondern in erster Linie ein Grund, weiterzudenken und tiefer in den Dialog miteinander zu treten.

Ein Blick auf das große Ganze: Gesellschaftlich-historische Perspektiven

Was also vermag uns eine *gesellschaftlich-historische Perspektive* auf Errungenschaften und eminente Leistungen zu sagen? Blicken wir, um die allgemeine Problemstellung herauszuarbeiten, noch einmal auf das Beispiel der Nobelpreisvergabe und – noch konkreter – auf die Vergabe des Friedensnobelpreises an die Europäische Union im Jahr 2012. Es sei der Europäischen Union gelungen, so schreibt das norwegische Nobelpreiskomitee in seiner Begründung, Europa von einem Kontinent des Krieges in einen Kontinent des Friedens zu transformieren, in dem Demokratie und Menschenrechte einen hohen Stellenwert einnehmen (The Norwegian Nobel Committee, 2012). Festgemacht wird diese Entwicklung exemplarisch an der heute bestehenden engen Allianz zwischen Deutschland und Frankreich, die sich noch vor wenigen Jahrzehnten und über Jahrhunderte als historische Feinde betrachtet hätten. Das zeige, argumentiert das Nobelpreiskomitee, was gezielte Friedensanstrengungen sowie der Versuch, gegenseitiges Vertrauen aufzubauen, bewirken können. Mit anderen Worten: Wenn die Etablierung einer nachhaltigen Friedensordnung auf einem ehemals von regelmäßigen Kriegen und Auseinandersetzungen geprägten und von humanitären Katastrophen heimgesuchten Kontinent keine Errungenschaft ist, was dann? Trotz einer Vielzahl zustimmender Äußerungen, die sich dieser Interpretation im Großen und Ganzen anschlossen, gab es durchaus auch Stimmen, die Zweifel anmeldeten. So verfassten etwa die drei Friedensnobelpreisträger Desmond Tutu, Mairead Maguire und Adolfo Pérez Esquivel eine Erklärung, in der sie zum Ausdruck brachten, dass sie die Auszeichnung für unangemessen halten, weil die Europäische Union und ihre Mitgliedsländer ihre „kollektive Sicherheit weit mehr auf militärischen Zwang und die Durchführung von Kriegen [gründen] als auf die Notwendigkeit eines alternativen Herangehens“ (zit. nach Schwarze, 2012). In eine ähnliche Kerbe schlug Amnesty International mit Kritik an der restriktiven Flüchtlings- und Asylpolitik sowie der andauernden Diskriminierung von Minderheiten innerhalb der Europäischen Union und dem Argument, dass die Europäische Union in ihrem außenpolitischen Handeln häufig wirtschaftliche Interessen höher gewichte als Fragen der Menschenrechte (vgl. Fuchs, 2012; siehe auch Appenzeller, 2013).

Nun soll an dieser Stelle kein Urteil darüber gefällt werden, ob die Vergabe des Friedensnobelpreises an die Europäische Union gerechtfertigt war oder nicht. Es soll auch nicht darum gehen, einen Kompromissvorschlag zu erarbeiten, der etwa darauf hinauslaufen könnte, *historische* Leistungen zu würdigen, ohne *gegenwärtige* Schwierigkeiten und Verfehlungen zu verschweigen. Das, worauf es hier ankommt,

ist der theoretische Gehalt der Debatte. Zunächst wird an dem gewählten Beispiel nämlich anschaulich deutlich, dass die Frage, was als Errungenschaft gelten kann, keineswegs einfach zu beantworten ist, sondern ganz zentral von den angewandten Bewertungsmaßstäben abhängt – und das selbst in so scheinbar klaren Fällen wie der (weitgehend) friedlichen Geschichte Europas nach dem Zweiten Weltkrieg. Menschliches Handeln und menschliche Erfindungen entpuppen sich oft genug als zweischneidiges Schwert. Um es mit einem etwas holzschnittartigen Beispiel aus der menschlichen Frühgeschichte zu illustrieren: Die Beherrschbarmachung des Feuers oder die Erfindung von Pfeil und Bogen haben den menschlichen Handlungsspielraum sicherlich vergrößert und die Stellung des Menschen in seiner Welt entscheidend verändert. Das ist zunächst einmal eine *ethisch neutrale Beschreibung*. Und mit gutem Grund: Pfeil und Bogen helfen bei der Jagd und somit bei der Sicherung der Lebensgrundlagen. Pfeil und Bogen helfen aber auch bei der nächsten kriegerischen Auseinandersetzung. Feuer kann man ebenso zum Kochen verwenden wie dazu, eine verfeindete Siedlung anzuzünden.

Man muss mit solchen Beispielen nicht in der Frühgeschichte stehenbleiben. Die Frage, ob insbesondere technologische Entwicklungen eine Errungenschaft darstellen oder – im Gegenteil – eher das menschliche Destruktionspotential erweitern und einen gesellschaftlichen Rückschritt mit sich bringen, lässt sich auch in gegenwärtigen Debatten nachweisen – so etwa, wenn darüber gestritten wird, inwiefern soziale Medien dabei helfen, marginalisierten Gruppen eine Stimme zu geben, beziehungsweise, inwiefern sie dazu beitragen, dass sich Menschen in Filterblasen und Echokammern zurückziehen, in denen sie nichts anderes mehr hören als eine Bestätigung ihrer eigenen Meinung. Ähnliches gilt auch für den Einsatz von Personalisierungsalgorithmen und künstlicher Intelligenz (vgl. Hutmacher & Appel, 2023): Auch hier kann man einerseits darauf verweisen, dass wir ohne technische Unterstützung in unseren globalen und digital organisierten Informationsnetzwerken oftmals verloren wären – während andererseits den nach schwer durchschaubaren Regeln funktionierenden Algorithmen durchaus das Potential innewohnt, menschliche Autonomie zu untergraben. Auch die Debatte im Hinblick auf militärische Innovationen ist selbstverständlich nicht bei Pfeil und Bogen stehengeblieben: So mögen manche die Entwicklung moderner Waffensysteme begrüßen, in der Hoffnung, dass sie in den Händen der *richtigen Personen* dazu beitragen werden, Unrecht zu verhüten oder Gerechtigkeit wiederherzustellen – während andere darauf verweisen, dass eben diese Waffensysteme früher oder später nicht selten in die Hände der *falschen Personen* fallen, sich die scheinbar richtigen Personen nach einer Weile mitunter doch als die falschen erweisen und sich – von manchen Extremfällen einmal abgesehen – häufig nicht so klar entscheiden lässt, wer nun eigentlich eine *richtige* und wer eine *falsche* Person ist.

Mit anderen Worten: Ob sich eine Entdeckung oder technologische Innovation in einem positiven, moralisch konnotierten Sinne als *Errungenschaft* erweist, ist in der Entdeckung selbst noch nicht angelegt – und hängt nicht zuletzt von dem Gebrauch ab, den Menschen von ihr machen. Dieser Aspekt der Bewertung – und zwar einer positiven Bewertung – lässt sich als grundlegend für den Begriff der Errungenschaft betrachten. Unter einer Errungenschaft verstehen wir also ein bestimmtes Ergebnis menschlichen Handelns, das nicht nur durch eine große Anstrengung erreicht wurde, sondern vor allem dadurch charakterisiert ist, dass es als positiv

wahrgenommene Auswirkungen nach sich zieht. Wie die Beiträge in diesem Band eindrücklich zeigen, ist eine solche Bewertung nicht immer – oder vielmehr: *kaum je* – einfach und eindeutig.

Über die positive Konnotation hinaus legt der Begriff der Errungenschaften eine gewisse *Intentionalität*, eine planvolle Hervorbringung des Neuen nahe. Ob man diese bei historischen oder auch wissenschaftlichen Leistungen jedoch sinnvollerweise unterstellen kann, ist nicht ohne Weiteres klar. Glückliche (oder unglückliche) Zufälle spielen neben dem strategisch durchdachten und auf Ziele ausgerichteten Handeln ebenso eine zentrale Rolle wie unbeabsichtigte Nebenfolgen, frei nach dem Motto: *Erstens kommt es anders und zweitens als man denkt*. Der Philosoph Paul Feyerabend (1986) hat aus dieser Beobachtung eine ganze wissenschaftstheoretische Position entwickelt, die auf methodischen und epistemologischen Anarchismus statt auf ein enges falsifikationistisch-programmatisches Korsett setzt, innerhalb dessen bereits von vornherein festgelegt ist, welche Herangehensweisen als vielversprechend gelten können und welche nicht. Zieht man in Betracht, wie viele wissenschaftliche Entdeckungen – von der Röntgenstrahlung über Radioaktivität und Penicillin bis hin zu Viagra – sich dem Zufall verdanken (Roberts, 1989), kann man einer solchen *Anything-goes*-Attitüde eine gewisse Plausibilität jedenfalls nicht absprechen. Was für die Wissenschaft gilt, ist analog auf das Feld der Politik und der Geschichte übertragbar: So lässt sich im Hinblick auf das oben erörterte Beispiel etwa fragen, ob die Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg wirklich – wie es das Nobelpreiskomitee formuliert – nur durch den Wunsch nach Frieden um des Friedens willen motiviert war. Denn ganz pragmatisch ging es damals angesichts des heraufziehenden Kalten Krieges auch darum, die westeuropäischen Staaten bündnisstrategisch gegen die Sowjetunion enger zusammenzubinden und deutsche Alleingänge zu verhindern (Krüger, 2006). Historisches Geschehen – darunter auch wissenschaftliche Entdeckungen – lässt sich nur in den seltensten Fällen als eindeutige Abfolge von Ereignissen darstellen, die sich wie Perlen auf einer Perlenkette aneinanderreihen. Die Realität ist in der Regel komplexer und ambivalenter. Geschichte – als Ablauf politisch-gesellschaftlicher Ereignisse verstanden – lässt sich also weder als Geschehen selbst in ein strenges lineares Schema pressen noch eignet sich ein enges methodologisches Korsett im historiographischen Zugang, um Vergangenheit sinnvoll zu erfassen. Dasselbe gilt für andere Sozial- und Geisteswissenschaften und ihre Behandlung komplexer Themen. Auch das kommt in den Beiträgen zu diesem Sammelband, die sich ihrem Gegenstand mit unterschiedlichen Herangehensweisen nähern, geradezu beispielhaft zum Ausdruck.

Bei allem Anlaufen gegen einen allzu dogmatisch und teleologisch verstandenen Methodenfetischismus glaubt im Übrigen selbst der Wissenschaftsanarchist Feyerabend nicht an die bloße Zufälligkeit wissenschaftlicher Entdeckungen. Zwar lösen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Probleme seiner Auffassung nach nicht, weil sie über eine „spezielle Methode [verfügen], die den Erfolg gewährleistet oder wahrscheinlich macht“, aber sie lösen sie, „weil sie sich mit einem Problem lange Zeit beschäftigt haben, weil sie die Verhältnisse ziemlich gut kennen, weil sie nicht gerade dumm sind ..., und weil die Exzesse einer wissenschaftlichen Schule fast immer durch die Exzesse einer anderen ausgeglichen werden“ (Feyerabend, 1986, S. 388). Während Feyerabends Ausführungen eher auf die individuellen Vor-

aussetzungen für die Hervorbringung eminenter Leistungen verweisen, welche im zweiten Teil des Bandes ausführlicher thematisiert werden, analysieren die Beiträge des ersten Teils die Merkmale verschiedener historisch-gesellschaftlicher Konstellationen und der innerhalb dieser Konstellationen hervorgebrachten – scheinbaren oder tatsächlichen – Errungenschaften. Die dabei betrachteten Ausschnitte sind sehr heterogen, vermögen aber gerade aufgrund ihrer Heterogenität interessante Schlaglichter zu setzen.

Am weitesten zurück in die Geschichte geht dabei Karl H. Metz mit seinem Beitrag über *Oliver Cromwell* (1599-1658). Dabei stellt Metz den Menschen Oliver Cromwell als Wesen und Produkt seiner Zeit dar – als ein Wesen, dessen Handeln bereits zu Lebzeiten von manchen euphorisch begrüßt, von anderen dagegen entschieden abgelehnt wurde. Interessant ist dabei auch, wie heterogen die Perspektiven sind, aus denen sich auf Cromwell und das England des 17. Jahrhunderts blicken lässt: Zum einen gilt Cromwell bis heute als eine der bedeutendsten Figuren der englischen Geschichte. Zum anderen jedoch sind einige der von ihm angestoßenen Prozesse wie etwa die erstmalige Begründung von „Greater England“ als unitarischem Staatsgebilde sowie „Greater Britain“ als global-imperialem Herrschaftsraum mindestens fragwürdig geworden. Schon dieser erste Beitrag zeigt also, wie schwierig es mitunter sein kann, sich darauf zu einigen, ob bestimmte Ereignisse nur *bedeutend* waren in dem Sinne, dass sie zu einer Veränderung des geschichtlichen Koordinatensystems geführt haben – oder ob man sie normativ positiv wertend als *Errungenschaften* würdigen möchte.

Diese Einsicht formuliert – mit gewissermaßen umgekehrten Vorzeichen – auch der von Zsolt K. Lengyel vorgelegte Beitrag, der sich der *Bach-Ära* in Ungarn widmet, also jenem Abschnitt zwischen der Revolution von 1848/49 und dem Österreichisch-Ungarischen Ausgleich des Jahres 1867, während dessen Ungarn seine Selbständigkeit eingebüßt hatte. Gerade aufgrund dieses Verlusts der staatlichen Souveränität wurde die Bach-Ära in der ungarischen Historiographie oft eindeutig negativ beurteilt. Demgegenüber argumentiert Lengyel, dass es angemessener wäre, in der Bach-Ära einen *positiven Störfall* voller Ambivalenzen und Widersprüche zu erblicken. Um diese These zu plausibilisieren, arbeitet er unter Rückgriff auf Archivmaterialien heraus, dass die von den Habsburgern verfolgten verwaltungspolitischen Reformen zwar auch der Festigung und Legitimation der eigenen Herrschaft dienen sollten und bei den ungarischen Zeitgenossen deshalb auf Ablehnung stießen, dass sie aber gleichzeitig die Rahmenbedingungen für die fortgesetzte Modernisierung des Landes und den Weg in das bürgerliche Zeitalter mit kapitalistischer Marktwirtschaft und verfassungsliberaler Gesellschaftsordnung schufen.

Auf Komplexitäten und Verwickeltheiten ganz anderer Art kommt Till Neuhaus bei seiner Erklärung für den Erfolg zweier Mitte des 20. Jahrhunderts gegründeter amerikanischer Anwaltskanzleien – nämlich *Skadden* sowie *Wachtell, Lipton, Rosen & Katz* – zu sprechen. Dieser Erfolg mutet auf den ersten Blick nämlich höchst paradox an: Schließlich brachten die Gründer dieser Anwaltskanzleien gerade *nicht* das mit, was man für Vorbedingungen einer strahlenden Karriere in der damaligen Zeit halten könnte. Sie stammten allesamt aus sozioökonomisch eher schlecht gestellten Familien und waren jüdischer Abstammung – was angesichts der Gepflogenheiten der damaligen amerikanischen Juristerei einen entscheidenden Nachteil darstellte. Neuhaus argumentiert nun, dass es gerade diese schwierige Ausgangsposition den

betreffenden Personen ermöglichte, sich in einer gezielt ausgesuchten Nische einen Anfangsvorteil zu verschaffen. Gleichzeitig betont Neuhaus jedoch unter Bezugnahme auf die sogenannte *Chaos Theory of Careers*, dass bei der Ergründung individuell erfolgreichen Handelns ebenso wie bei der Hervorbringung eminenter Leistungen das Heranziehen monokausaler Erklärungsmuster fast immer zu kurz greift.

Einen in mehrfacher Hinsicht interessanten Einzelfall präsentiert Julia Nebe in ihrem Beitrag über die Tuberkuloseforscherin *Lydia Rabinowitsch-Kempner* (1871-1935), eine Schülerin und spätere Assistentin Robert Kochs. Interessant ist Rabinowitsch-Kempner zum einen, weil sich an ihrem Beispiel herausarbeiten lässt, wie schwer – und beinahe unmöglich – es Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts selbst den talentiertesten Frauen gemacht wurde, universitäre Bildungs- und akademische Karrierewege einzuschlagen. Zum anderen eröffnet die Untersuchung des Lebens und Forschens von Rabinowitsch-Kempner auch Einblicke in die Vergänglichkeit von Ruhm und Anerkennung: Obwohl Rabinowitsch-Kempner in Fachkreisen höchste Anerkennung genoss, geriet sie nach ihrem Tod schnell in Vergessenheit. Dafür gibt es, wie Nebe argumentiert, mehrere Gründe. So hatte sie als jüdisch-stämmige Wissenschaftlerin in der Zeit des Nationalsozialismus schlicht und ergreifend keinen Platz mehr im Wissenschaftskanon. Darüber hinaus stand ihr Frausein auch nach dem Zweiten Weltkrieg einer angemessenen fachkulturellen Würdigung und Erinnerung lange Zeit im Weg.

Eine Fragestellung allgemeinerer Natur nimmt sich Jonas Tögel in seinem Kapitel über *Soft Power* vor. Er geht der demokratietheoretisch und aktualpolitisch zentralen Frage nach, wie jene „sanften“ Möglichkeiten zur Beeinflussung menschlichen Verhaltens zu bewerten sind, deren Anwendung ohne äußeren Zwang auskommt und somit meist unbemerkt vonstattengeht. Der Einsatz derartiger Soft-Power-Strategien wird unter anderem damit gerechtfertigt, dass diese Techniken zum Wohle der Allgemeinheit eingesetzt werden und eine solche Einflussnahme jederzeit vor der Öffentlichkeit gerechtfertigt werden könnte. Gleichzeitig gibt es jedoch auch Kritiker, die auf die fundamentale Gefahr von Soft-Power-Techniken für eine demokratische Gesellschaft hinweisen. Sie argumentieren, dass Demokratien ihrem Wesen nach auf Offenheit und einem intakten Debattenraum beruhen und die Ausübung von Macht immer demokratisch legitimiert sein muss. Gegen die Anwendung von Soft-Power-Techniken als Kriegspropaganda bezieht Tögel dabei deutlich Stellung, während er bezüglich der anderen von ihm aufgezeigten Facetten auf einen ergebnisoffenen Diskurs drängt, um eine fundierte Entscheidung über ihren Einsatz oder Nicht-Einsatz treffen zu können.

Einen Überblick zu Errungenschaften in der *Medizin* gibt schließlich Felix Hutmacher. Er argumentiert dabei unter Bezugnahme auf verschiedene konkrete Beispiele, dass in Kriegszeiten und bei großen Epidemien immer wieder wichtige und bis heute bedeutsame medizinische Fortschritte erzielt wurden. Besonders auffällig sind dabei die Fortschritte innerhalb der Chirurgie sowie die Entwicklung neuer Impfstoffe. Darüber hinaus beschreibt der Beitrag, dass bei medizinischen Innovationen außer dem Idealismus der Forschenden häufig genug auch handfeste wirtschaftliche Interessen eine gewichtige Rolle spielen – eine Tatsache, die Hutmacher ambivalent bewertet. Zum einen stehen dort, wo ein entsprechendes wirtschaftliches Interesse vorhanden ist, schnell auch die finanziellen Mittel zur Verfügung, die mittlerweile unabdingbar sind, um Forschung betreiben zu können. Zum anderen

besteht die Gefahr, dass manche Entwicklungen, die aus normativ-ethischer Perspektive als wünschenswert gelten können, nicht in Angriff genommen werden, weil sie keinen ausreichenden ökonomischen Mehrwert versprechen.

Individuelle Voraussetzungen – oder: Von ‚großen Männern‘ und ‚großen Frauen‘

Im Gegensatz zu den gesellschaftlich-historischen Rahmenbedingungen, die in den Beiträgen des ersten Teils erörtert werden, beschäftigen sich die im zweiten Teil des Bandes versammelten Autorinnen und Autoren mit der Frage nach den *individuellen Voraussetzungen* für die Hervorbringung von Errungenschaften. Nehmen wir auch hier noch einmal den Kontext der Nobelpreise als Ausgangspunkt für eine einordnende Gesamtbetrachtung: Blickt man auf die Liste der Preisträgerinnen und Preisträger und dabei insbesondere auf beinahe ikonisch gewordene Figuren wie etwa Albert Einstein oder Marie Curie, so könnte man zumindest in einem ersten, naiven Zugriff vermuten, man habe es hier mit *aus sich heraus schaffenden genialen Individuen* zu tun, weshalb die Aufgabe einer psychologischen Analyse allenfalls darin bestehen könne, die Elemente des Kreativen und Genialen näher zu bestimmen. Dass die Dinge nicht so einfach liegen, lässt sich dabei schnell einsehen (vgl. hierzu auch Hutmacher & Haager, 2019): Selbst wenn man zu unterstellen bereit wäre, dass es so etwas wie eine Anlage zur Genialität tatsächlich gibt, käme man nicht umhin festzustellen, dass offenbar nicht alle Menschen auf dieser Welt in demselben Ausmaß die Möglichkeit haben, diese Anlagen auch tatsächlich zu entwickeln – sei es aufgrund ihrer geographischen Herkunft, der sozialen und ökonomischen Umstände ihres Aufwachsens oder ihres Geschlechts. Was etwa das Geschlecht betrifft, konnte eine Analyse nachweisen, dass Frauen bei der Vergabe von Nobelpreisen deutlich unterrepräsentiert sind – und zwar selbst dann, wenn man berücksichtigt, dass in den mit Nobelpreisen bedachten Disziplinen typischerweise mehr Männer als Frauen anzutreffen sind (Lunnemann et al., 2019). Ähnlich auffällige Beobachtungen kann man machen, wenn man die Herkunft der Nobelpreisträgerinnen und Nobelpreisträger betrachtet: 83 Prozent von ihnen kommen aus westlichen Ländern – so zumindest der Stand vor einigen Jahren (Fisher, 2013). Die Ursachen für diese Ungleichheit wiederum sind nicht so einfach anzugeben: Liegt es „nur“ daran, dass in westlichen Ländern mehr Geld für Forschung und Wissenschaft zur Verfügung steht und dort lebende Personen dementsprechend eine größere Chance haben, nobelpreiswürdige Entdeckungen zu machen – oder spielt darüber hinaus auch die Struktur des Auswahl- und Nominierungsprozesses eine Rolle (Gibney, 2018)? In jedem Fall machen diese Überlegungen deutlich, wie eng vordergründig individuelle mit soziostrukturellen Merkmalen verzahnt sind.

Die Idee eines Individuums, das aus sich selbst heraus schaffend eminente Leistungen vollbringt, ist aber noch aus mindestens vier weiteren Gründen problematisch. *Erstens*, weil auch die klügsten Köpfe niemals isoliert und ohne Kontext agieren: Neue Erkenntnisse basieren immer auf den Vorarbeiten anderer Personen. Und besonders in der zeitgenössischen Naturwissenschaft wird so vernetzt und kollaborativ gearbeitet, dass sich vielfach nicht klar bestimmen lässt, wer nun als Entdecker oder Entdeckerin eines neuen Wissensbausteins gelten kann und des-

halb beispielsweise in den Olymp mit dem Nobelpreis ausgezeichneten Personen aufgenommen werden sollte. *Zweitens* ist auch das scheinbar objektiv Geniale oder Kreativ-Neue bei genauerer Betrachtung mitunter außerordentlich zeitgebunden: Manch eine Person, die einst mit dem Nobelpreis bedacht wurde, ist heutzutage schon mehr oder minder dem Vergessen anheimgefallen, während andere Personen, die die Auszeichnung nie erhalten haben, heute aus der kollektiven Erinnerung kaum mehr wegzudenken sind. So wurden beispielsweise einige Stammväter und -mütter der modernen Literatur wie Henrik Ibsen, James Joyce, Marcel Proust oder Virginia Woolf nicht mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Damit ist nicht gesagt, dass die Menschen damals mit ihrer Einschätzung Unrecht hatten, während wir mit unserem heutigen Urteil richtigliegen. Es soll vielmehr andeuten, dass sich die Einschätzung dessen, was als eminente Leistung gilt, über die Zeit verändern kann und über die Zeit auch verändert.

Drittens geht die Idee eines aus sich selbst heraus eminente Leistungen vollbringenden Individuums oft genug mit einer Überhöhung der betreffenden Person einher – ganz so, als sei jede ihrer Handlungen mit Klugheit gesättigt oder jede ihrer Äußerungen voller Weisheit. Dem ist selbstverständlich nicht so: Daraus, dass jemand eine herausragende Leistung vollbringt, folgt – simpel gesagt – noch nicht, dass alles, was diese Person in ihrem Leben anfasst, zu Gold wird – oder dass die betreffende Person auch charakterlich über jeden Zweifel erhaben wäre. *Viertens* ist die Vorstellung des schöpferischen Individuums keine psychologische Universalie, sondern eng mit der im 18. Jahrhundert im Umfeld des Sturm und Drang entstandenen Vorstellung des *Originalgenies* verbunden, die von dort aus ihren Siegeszug in der Geistesgeschichte angetreten hat (Schmidt, 2004; vgl. auch den Beitrag von Löffler in diesem Band). Anders gesagt – und das erscheint im Kontext des vorliegenden Bandes besonders wichtig – steht unter latentem Anachronismusverdacht, wer zeitgenössische psychologische Konstrukte heranzieht, um mit ihrer Hilfe vergangene Gesellschaften und die in ihnen lebenden Individuen in den Blick zu nehmen (für Erörterungen am Beispiel Stress siehe Hutmacher, 2019, 2021; für den allgemeinen theoretischen Hintergrund siehe Hacking, 2007; Smith, 2005). Das gilt insbesondere, je weiter zurück man sich in die Vergangenheit bewegt, je weiter man sich also von Konzepten der Subjektivität und Individualität entfernt, wie wir sie heute verwenden (Taylor, 1989). Trotz dieser Einschränkungen und Vorbehalte bleibt die dem zweiten Teil dieses Bandes zugrundeliegende Frage nach den individuellen Eigenschaften von Personen, denen eminente Leistungen zugeschrieben werden, außerordentlich relevant. Es ist nun einmal nicht jeder ein Einstein, worin das *Einstein-Sein* auch bestehen und wovon die Möglichkeit des *Einstein-Werdens* auch abhängen mag. Auch die individuelle Perspektive hat also ihre Berechtigung – und zwar gerade dann, wenn sie reflektiert und historisch sensibel vorgetragen wird, sich also von allzu einfachen Kochrezepten fernhält.

Beispielhaft demonstriert das der Beitrag von Davor Löffler, der in eine kulturevolutionäre Perspektive auf das Phänomen menschlicher Schöpfungsleistung einführt. Dabei gibt Löffler zunächst einen Überblick über die Begriffs-, Kultur- und Forschungsgeschichte des Genialen – betrachtet also das „Genie“ im Wandel der Zeit. Seine These lautet dabei, dass sich die epochenspezifischen Verwendungsweisen des Begriffs als Indikator der Dynamik und Entwicklung von Kulturen und ihren Weltbeziehungen verstehen lassen. Und noch mehr: Folgt man Löffler, so stehen

die Geniebegriffe verschiedener Epochen nicht in einem zufälligen Verhältnis zueinander, sondern baut der Geniebegriff jeder Epoche auf dem der vorherigen auf und differenziert diesen weiter aus. Obgleich sich der Begriff des „Genies“ also nur in der europäischen Geistesgeschichte als Bezeichnung für ein ungewöhnlich ausgeprägtes Schaffensvermögen herausgebildet hat, wie der Autor selbst betont, sieht er in der Entwicklung der Geniesemantik doch Regularitäten, die sich als Ausdruck kulturevolutionärer Prinzipien analysieren lassen.

Gewissermaßen einen Brückenschlag zwischen den Beiträgen des ersten und des zweiten Teils des vorliegenden Bandes unternehmen Rebecca Heinemann und Tanja Gabriele Baudson in ihrer historisch kontextualisierten Darstellung der Theorien des Begabungs- und Exzellenzforschers *William Stern* (1871-1938). Sterns Begabungsbegriff betonte die Entwickel- und Formbarkeit von Begabung und verknüpfte damit die Forderung nach individueller Förderung sowie nach Bildungsgerechtigkeit und demokratischen Teilhabechancen. Diese am begabten Individuum orientierte Perspektive wurde in der NS-Zeit zugunsten eines statischen erbbiologischen Begabungskonzeptes zurückgedrängt – und auch nach Ende des Zweiten Weltkriegs lange nicht wieder aufgegriffen. Der Beitrag von Heinemann und Baudson wirft somit einerseits einen Blick auf die Frage, was eigentlich unter einer Begabung zu verstehen ist – welche oft genug als Vorbedingung für die Hervorbringung von Errungenschaften angesehen wird. Und er zeigt andererseits, wie wissenschaftliche Theorien, die selbst das Potential hätten, als Errungenschaft anerkannt zu werden, angesichts widriger historischer Umstände nahezu in Vergessenheit geraten können.

Einen weiteren Brückenschlag zwischen allgemein-historischer und individuell-persönlicher Ebene vollziehen Josh Joseph Ramminger, Lucas Janz und Niklas Gänger. Sie gehen von der These aus, dass es sich bei moralischen Verallgemeinerungsbestrebungen, wie sie etwa in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte zum Ausdruck kommen, um eine zentrale Errungenschaft der Menschheit handelt – und fragen darauf aufbauend, welche psychischen Bedingungen die Fähigkeit zu derartigen moralischen Verallgemeinerungsbestrebungen fundieren. Dabei prüfen Ramminger, Janz und Gänger zunächst die Rolle, die der *Empathie* in diesem Zusammenhang zukommt. Da sich die Fähigkeit zur Empathie auch missbrauchen lässt – etwa wenn eine folternde Person sie einsetzt, um herauszufinden, welche Handlungen bei einer gefolterten Person Leid hervorrufen –, kann sie keine hinreichende Verwirklichungs-, sondern allenfalls eine Ermöglichungsbedingung moralischer Verallgemeinerungsbestrebungen darstellen. Was der Empathie fehlt, ist die Sorge um die andere Person, wie sie in der *Sympathie* zum Ausdruck kommt – welche denn auch von den Autoren als eine wichtige psychische Verwirklichungsbedingung moralischer Verallgemeinerungsbestrebungen ausgewiesen wird.

Unabhängig von solchen konkreten Anwendungskontexten wie der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte stellt sich Joachim Funke in seinem Beitrag die Frage, welche Rolle Kreativität bei der Hervorbringung eminenter Leistungen spielt – und was sich überhaupt unter Kreativität verstehen lässt. Um diese Frage in den Griff zu bekommen, widmet sich Funke vier miteinander verschränkten Aspekten: der kreativen Person mit ihren Persönlichkeitsmerkmalen, den Eigenschaften des kreativen Prozesses, der das Hervorbringen von etwas Neuem charakterisiert, den Eigenschaften des kreativen Produkts, das vorgelegt wird sowie den Merkmalen des

kreativen Milieus, das das Entstehen eminenter Leistungen begünstigt. Bei der Betrachtung dieser Aspekte zeigt sich, dass Kreativität im Spannungsfeld zwischen Routine und Nicht-Routine anzusiedeln ist, also zwischen Gewohnheiten, die uns die Orientierung im Alltag erleichtern, gleichwohl aber auch zu Erstarrung und Rigidität führen können – und dem Streben nach dem Neuen, das diese Gewohnheiten hinterfragt und transformiert.

Die genauere Erörterung von Rolle und Gestalt eines solchen Hinterfragens und Widersprechens bei der Hervorbringung eminenter Leistungen haben sich Hannes Wendler und Alexander Nicolai Wendt in ihrem Beitrag zur Aufgabe gemacht. Ausgangspunkt ihrer Betrachtungen ist dabei die These, dass sich die Negation als Bedingung von Errungenschaften verstehen lässt, weil erst der Widerspruch das Fraglose in etwas Fragwürdiges transformiert. Wendler und Wendt charakterisieren den Menschen in diesem Kontext als einen Neinsagenkönner, also als ein Wesen, das sich kritisch-distanzierend mit seinem eigenen Lebensbezug auseinanderzusetzen vermag. Dabei differenzieren sie zwischen einem tiefen und einem oberflächlichen Geist des Widerspruchs. Während der tiefe Widerspruch Fragwürdigkeit auf existenzieller Ebene erzeugt, besteht der oberflächliche Widerspruch in Reaktanz und der bloßen Geste des Dagegenseins – weshalb denn auch nur der tiefe, nicht aber der oberflächliche Widerspruch als Vorbedingung eminenter Leistungen gelten kann.

Mit Motivation und Selbstkontrolle stellen Eve Sarah Troll und Marie Hennecke in ihrem Beitrag zwei weitere individuell-psychologische Voraussetzungen für die Hervorbringung eminenter Leistungen in den Mittelpunkt. Im Hinblick auf die Motivation differenzieren sie dabei insbesondere zwischen autonom und kontrolliert motiviertem Verhalten – also Verhalten, das ausgeführt wird, weil es Spaß macht, die eigene Identität zum Ausdruck bringt und eine hohe persönliche Bedeutung hat auf der einen Seite und Verhalten, das ausgeführt wird, um Erwartungen gerecht zu werden oder um Belohnungen zu erhalten auf der anderen Seite. Dabei veranschaulichen sie, dass Persönlichkeiten, die eminente Leistungen hervorbringen oder hervorgebracht haben, oft vordergründig autonom motiviert sind. Gleichzeitig zeigen sie auf, dass jede zielgerichtete Tätigkeit auch Aufgaben beinhaltet, die nicht unbedingt autonom motiviert sind: Um sich bei aufkommenden Widerständen nicht von den eigenen Zielen ablenken zu lassen, scheint darüber hinaus ein hohes Maß an Selbstkontrolle erforderlich – das sich wiederum in der Zuhilfenahme unterschiedlicher Prozesse ausdrücken kann und das sich dementsprechend auch intentional stärken lässt.

Während die in den bisher dargestellten Beiträgen individuellen Eigenschaften – von der Fähigkeit zur Sympathie und zum tiefen Widerspruch bis hin zu Begabung, Kreativität, Motivation und Selbstkontrolle – allesamt positiv konnotiert sind, kreisen die letzten beiden Kapitel um ambivalentere Konstrukte. Zunächst analysiert Christine Fläßbeck die Verschränkungen von Errungenschaften und guter *Kommunikation*. Während manche erfolgreiche Menschen dazu in der Lage sind, das von ihnen Erreichte so nach außen zu kommunizieren, dass es von anderen anerkannt und wertgeschätzt wird, so gilt das doch keineswegs für alle. Mitunter werden eigentlich erzielte Fortschritte auf eine Weise nach außen getragen, die eine dauerhafte Durchsetzung dieses Fortschritts eher behindert als unterstützt. Und noch mehr: Kommunikation kann auch eingesetzt werden, um einen bloß erfolgreichen Eindruck zu erwecken, indem Erfolge behauptet werden, wo eigentlich gar

keine zu verzeichnen sind. Ausgehend von diesem Grundmuster widmet sich Flaßbeck verschiedenen Komponenten menschlicher Kommunikation und klopft sie auf Möglichkeiten ihrer Nutzung – aber auch ihres Missbrauchs – ab.

Im letzten Abschnitt des Sammelbandes geht schließlich Jan Philipp Rudloff der Frage nach, ob und inwiefern auch sogenannte *dunkle Persönlichkeitsmerkmale* wie Narzissmus, Machiavellismus und Psychopathie die Wahrscheinlichkeit der Hervorbringung eminenter Leistungen erhöhen können. Dabei kommt Rudloff – unter anderem auf Basis einer Auseinandersetzung mit dem US-amerikanischen Erfinder und Unternehmer Thomas Alva Edison – zu einer abwägenden Einschätzung: Dunkle Persönlichkeitsmerkmale führen in der Regel zu eigensinnigem und rücksichtslosem Verhalten. Da Menschen mit stark ausgeprägten dunklen Persönlichkeitsmerkmalen also ihr persönliches Wohl über das der Gemeinschaft stellen, profitieren Gesellschaften langfristig eher nicht von ihnen. Nichtsdestotrotz gibt es Umstände, unter denen es dunkle Persönlichkeitsmerkmale den betreffenden Individuen ermöglichen können, eminente Leistungen zu erbringen, die zu gesellschaftlichem Fortschritt führen – etwa, wenn herausragende Erfindungen und die damit verbundene gesellschaftliche Anerkennung die Bedürfnisse der betreffenden Individuen befriedigen.

Fazit: Von Interdisziplinarität und anderen Abenteuern

Selbstverständlich ist dieser Sammelband keine erschöpfende Zusammenstellung aller potentiell interessanten und wichtigen Aspekte – weder im Hinblick auf die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen noch im Hinblick auf die individuellen Vorbedingungen zur Erbringung eminenter Leistungen. Das konnte und sollte auch nicht das Ziel sein. Was fehlt, sind insbesondere systematische Betrachtungen zu nicht-westlichen und nicht-europäischen kulturellen Kontexten sowie genauere Erörterungen im Hinblick auf Geschlecht und Ethnie sowie sozialstrukturelle Voraussetzungen. Obgleich die genannten Aspekte in einigen Beiträgen durchaus *en passant* anklängen, wären tiefergehende und diversifizierende Analysen hier nicht nur wünschenswert, sondern dringend geboten. Was wir aus unserer Perspektive dennoch bereits zusammenfassend sagen zu können glauben, haben wir in einem finalen Kapitel zusammenzutragen versucht, das unter Rückgriff auf die hier vorliegenden Einzelbeiträge den Sammelband beschließt. Damit ist gewiss nicht das letzte Wort zum Thema gesprochen. Vielmehr verstehen wir diesen Band als Einladung zur Fortsetzung und Erweiterung des interdisziplinären Dialogs. Sollte diese Einladung nicht ganz ungehört verhallen, wäre schon Einiges erreicht.

Literatur

- Appenzeller, G. (2013, Oktober 9). *Europa und der Friedensnobelpreis: Erbärmlich und selbstgefällig*. Tagesspiegel. <https://www.tagesspiegel.de/meinung/europa-und-der-friedensnobelpreis-erbaermlich-und-selbstgefaellig/8910424.html>
- Bauer, T. (2018). *Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt*. Reclam.

- Feldman, B. (2000). *The Nobel prize: A history of genius, controversy, and prestige*. Arcade Publishing.
- Feyerabend, P. (1986). *Wider den Methodenzwang*. Suhrkamp.
- Fisher, M. (2013, Oktober 15). *The amazing history of the Nobel Prize, told in maps and charts*. The Washington Post. <https://www.washingtonpost.com/news/worldviews/wp/2013/10/15/the-amazing-history-of-the-nobel-prize-told-in-maps-and-charts/>
- Fuchs, R. (2012, Dezember 7). *Menschenrechtler kritisieren EU*. Deutsche Welle. <https://www.dw.com/de/menschenrechtler-kritisieren-eu/a-16434664>
- Gibney, E. (2018). What the Nobels are – and aren't – doing to encourage diversity. *Nature*, 562, 19. <http://dx.doi.org/10.1038/d41586-018-06879-z>
- Hacking, I. (2007). Kinds of people: Moving targets. *Proceedings of the British Academy*, 151, 285–318. <https://doi.org/10.5871/bacad/9780197264249.003.0010>
- Hutmacher, F. (2019). On the Janus-facedness of stress and modern life. *Journal of Theoretical and Philosophical Psychology*, 39(3), 181–192. <https://doi.org/10.1037/teo0000113>
- Hutmacher, F. (2021). Putting stress in historical context: Why it is important that being stressed out was not a way to be a person 2.000 years ago. *Frontiers in Psychology*, 12, Artikel 539799. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2021.539799>
- Hutmacher, F. & Appel, M. (2023). The psychology of personalization in digital environments: From motivation to well-being – a theoretical integration. *Review of General Psychology*, 27(1), 26–40. <https://doi.org/10.1177/10892680221105663>
- Hutmacher, F. & Haager, J. S. (2019). Kreativität und Persönlichkeit, oder: Wie sind die Kreativen? In J. S. Haager & Tanja G. Baudson (Hrsg.), *Kreativität in der Schule: Finden, fördern, leben* (S. 103–117). Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-22970-2_6
- Hutmacher, F. & Mayrhofer, R. (2021). Die Psychologie der Jetzt-Zeit. Eine kritische Bestandsaufnahme methodischer Monokultur in der akademischen Psychologie. *psychosozial*, 44(3), 99–108. <https://doi.org/10.30820/0171-3434-2021-3-99>
- Hutmacher, F., & Mayrhofer, R. (2022). Psychology as a historical science? Theoretical assumptions, methodological considerations, and potential pitfalls. *Current Psychology*. Advance online publication. <https://doi.org/10.1007/s12144-022-03030-0>.
- Krüger, P. (2006). *Das unberechenbare Europa: Epochen des Integrationsprozesses vom späten 18. Jahrhundert bis zur Europäischen Union*. Kohlhammer.
- Lunnemann, P., Jensen, M.H., & Jauffred, L. (2019). Gender bias in Nobel prizes. *Palgrave Communication*, 5(1), 46. <http://dx.doi.org/10.1057/s41599-019-0256-3>
- Roberts, R. M. (1989). *Serendipity: Accidental discoveries in science*. Wiley.
- Schmidt, J. (2004). *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750-1945*. Winter.
- Schwarze, T. (2012, November 30). *Ehemalige Preisträger kritisieren Auszeichnung der EU*. Zeit Online. <https://www.zeit.de/politik/ausland/2012-11/friedensnobelpreis-eu-kritik-desmond-tutu>
- Smith, R. (2005). The history of psychological categories. *Studies in History and Philosophy of Science Part C: Studies in History and Philosophy of Biological and Biomedical Sciences*, 36(1), 55–94. <https://doi.org/10.1016/j.shpsc.2004.12.006>
- Taylor, C. (1989). *Sources of the self: The Making of modern identity*. Harvard University Press.
- The Norwegian Nobel Committee (2012, Oktober 12). *The Nobel Peace Prize for 2012*. Nobel-Prize.org. <https://www.nobelprize.org/prizes/peace/2012/press-release/>

ERSTER TEIL:
GESELLSCHAFTLICH-HISTORISCHER KONTEXT

Oliver Cromwell: Das Wort und das Schwert.

Strudel – Psyche – Errungenschaften

Karl H. Metz

Strudel

Am ersten Januartag des Jahres 1661 wird in London eine Leiche hingerichtet und danach unter dem Galgen vergraben. Sie wäre wohl nicht geköpft worden, hätte nicht zwölf Jahre zuvor eine allerdings noch lebende Person auf dieselbe Weise ihren Kopf verloren. Ein vordem Mächtiger war kopflos geworden (1661 wie 1649), weil die Gewalt-Fähigkeit die Seiten gewechselt hatte und mit ihr die Moral, also das, was die Gewalt rechtfertigt (jeweils): „Held“ oder „Verbrecher“, „Tyran“ oder „Märtyrer“ – die Namen wechseln mit den Machtverhältnissen, in denen sie behauptet werden. Konflikte entstehen im Pragmatischen, werden infernalisch im Moralischen, denn dort erst nimmt der Widersacher die Fratze des Bösen an: Es gibt nur noch Vernichtung. Während im Krieg zwischen den Staaten der Feind „der Fremde“ bleibt: „Wir“ gegen „Sie“, ist im Bürgerkrieg der Mitbürger zum Fremden geworden: Ein „Wir“ ist nicht mehr vorhanden (Metz, 2010). Die Grauzonen eines „Dazwischen“, wie sie für den Frieden in jeglicher Gemeinschaft unentbehrlich sind, existieren nicht länger. Dem „Neuen Wir“ wird Eindeutigkeit abgefordert, eben eine Absolutheit, aus welcher jene enorme Gewalt-Bereitschaft hervorgeht, wie sie wahren Gläubigen zu eigen ist, die mit dem Schwert dem Wort den Weg bahnen wollen. Gewalt wird Bekenntnis für „die Wahrheit“. Wenn eine Herrschaft „das Wort“ verliert, kollabiert sie. Wenn ihre Feinde „das Wort“ erobern, siegen sie. Jegliche „dialogische“ Bereitschaft ist verschwunden: Das Wort ist Gewalt geworden und wütet unter den Menschen. Blickt man von hier zurück auf die kopflose Leiche, so blickt man auf den materiellen Rest einer Person, die einmal „Oliver Cromwell“ hieß. Dass sie nun vom Prunkgrab in der Kathedrale zum Schafott gebracht werden konnte, hat einen einfachen Grund: Die Gewalt, d.h. die Armee, deren Befehlshaber er gewesen war, gab es nicht mehr: Prunkgräber ohne das Schwert sind nichts als Steinhäufen, wie der Palast und der Tempel auch (Metz, 2020).

Die Geschichte dieses Oliver Cromwell (mit Kopf) beginnt nicht erst 1599, als er geboren wurde, sondern bereits 65 Jahre vorher (1534), als nach königlichem Befehl die Kirche in England (also das „Wort“) der Herrschaft des Papstes entzogen und jener des Königs unterstellt: nein, unterworfen wurde. Das hatte zwei tiefgreifende Konsequenzen: Die religiöse Legitimierung der weltlichen Herrschaft ging in die Verfügung der Herrschaft selbst über. Diese herrschte nun souverän über Gewissen wie Körper der Untertanen gleichermaßen. Ein Zweites: Diese Herrschaft eignete sich das Besitztum der Kirche an, vor allem durch die Auflösung der Klöster. Das meiste davon wurde verkauft, um den unersättlichen Finanzbedarf der Krone zu befriedigen. Zu Wohlstand gekommene Bürgerliche erwarben solche Besitztümer und Landgüter – und somit zugleich (in einer Agrargesellschaft) einen höheren sozialen Status. Eine neue „Klasse“ entstand, deren Dasein durch die Zerschlagung der Römi-

schen Kirche erst möglich geworden war. Jede katholische Restauration (wie sie von Mary Tudor 1553-1558 versucht worden war) hätte diese Klasse vernichtet. Auf diese Gefahr reagierte sie zweifach: Sie versuchte, sich im „Unterhaus“, also der parlamentarischen Vertretung der besitzenden, doch nicht hochadeligen Stände, Einfluss zu verschaffen. Und – mindestens ebenso wichtig – sie ideologisierte ihre fragile soziale Position durch Hinwendung zu einer radikalen Deutung des Protestantismus, dem „Puritanismus“, der das „reine“ Wort des Christentums dem unreinen der anglikanischen Königs-Kirche entgegenstellte und es damit deren Machtzugriff entzog. Das ist dann die sozio-ökonomische wie psycho-weltanschauliche Situation, in welche Oliver Cromwell hineingeboren wurde, sein „äußeres“ Leben, in dem sich sein „inneres“ erst entfalten konnte. Soziologisch gesehen war Cromwell der Repräsentant einer gentrifizierten Bourgeoisie, die sich dem expandierenden Machtanspruch der monarchischen Herrschaft entgegenstellte. Eine neue „Klasse“ suchte nach einem sie sichernden Platz im hierarchischen Gefüge der Gesellschaft. Durch ihren Widerspruch war das die Herrschaft legitimierende „Eine Wort“ zur Mehrzahl geworden. Die politische Macht besaß keinen Zugriff mehr auf das Gewissen aller Untertanen. Sie musste zurückweichen – oder die Gewalt-Probe versuchen. Es war dies die Frage nach der Gewalt-Überlegenheit und deren Probe hieß Bürgerkrieg. Der Versuch der „Rede“ im „Parlament“ war gescheitert (1642), ebenso der Versuch des Königs, mit Gewalt dagegen vorzugehen. Der Aufstand in London zwang ihn zur Flucht. In Oxford pflanzte er seine Standarte auf und rief seine Getreuen zu den Waffen. Das wurde zur Stunde Cromwells: Im politischen Chaos setzt sich durch, wer im Weltanschaulichen bedingungslos ist und zugleich das sozio-ökonomische Interesse einer wichtigen „Klasse“ vertritt. Ein Drittes kommt hinzu: Das „Charisma“ einer Person. Bei Cromwell ist es das Faszinosum einer Gewalt, die das Werk Gottes tut und sich durch den Sieg verifiziert. Ehe er mit seinen Kämpfern in die Schlacht zieht, knien sie nieder und beten. Die gefürchtete Wucht seiner „Eisenseiten“ ist nicht nur die ihrer gepanzerten Leiber, sondern mehr noch die ihrer gepanzerten Seelen. Solcher Wucht vermag niemand zu widerstehen.

Aber nun kurz zur äußeren Biografie (Hill, 1970). Oliver wird am 25.4.1599 in eine jener vom sozialen Aufstieg geprägten Familien eines kleinadelig gewordenen Bürgertums geboren, deren radikaler Puritanismus materiell die Vernichtung der Römischen Kirche, weltanschaulich dessen Rechtfertigung reflektiert. Doch diese Reformation war eine halbe geblieben. Das nahezu bankrotte Königtum sanierte sich durch die Enteignung, hielt jedoch an der hierarchischen Kirchenverfassung fest, um weiterhin Zugriff auf die Gewissen der Untertanen zu haben. Gegen Ende der 1630er Jahre geriet auch dieses Regime in die Krise: Es drohte erneut ein Bankrott, zudem wuchs der religiöse Widerstand, der in Schottland zum offenen Aufruhr führte (1638). Dass es der Krone nicht gelang, ihn zu unterdrücken, stellte ihre Gewaltfähigkeit insgesamt in Frage, und diese Frage wurde gestellt, auch in England. Oliver organisierte eine Truppe bewaffneter Reiter, aus der schließlich eine ganze Armee hervorging, die er von Sieg zu Sieg führte. Er war jedoch kein blinder Fanatiker, vielmehr verstand er es, das Bedingungslose mit dem Bedingten zu verbinden, Fanatismus und Rationalität. Er setzte nicht nur auf Gott und „gut betende“ Männer, sondern ebenso auf regelmäßige Soldzahlung, geordneten Nachschub und zahlenmäßige Überlegenheit im Gefecht. Hinzu kam seine außerordentliche militärische Fähigkeit im Taktischen der Führung in der Schlacht wie im Strategischen der Füh-

rung in einem ganzen Krieg. Am Ende des Bürgerkriegs war er zum militärischen Führer schlechthin geworden. Der König (Charles I) war besiegt, gefangen, geköpft (1.1.1649). Die Geschichte war eindimensional geworden. Ihre Logik hieß Gewalt und ihr entsprechend fiel die Macht dem General zu, zuerst faktisch, dann auch formal (1654). Zwar hatte das den Krieg gegen den König führende Parlament recht wohl erkannt, dass auf Bajonetten zu sitzen auf Dauer unbequem wurde. Doch der Versuch misslang, sie nach dem Sieg wieder loszuwerden: Die Bajonette kamen in den Sitzungssaal – und das war es dann. Oliver, nun auch formal Staatsoberhaupt, lehnte zwar die Krone ab (das Blut auf ihr war noch nicht ganz getrocknet), aber seine neue Stellung als „Beschützer“ (Lord Protector) verlieh ihm mehr Macht als es die Königswürde mit ihrer Bindung an die Rechts-Tradition vermocht hätte.

Ein Problem blieb, weil es durch das Schwert nicht zu lösen war und das Wort versagte: Irland. Bereiteten die Schmerzensschreie Verwundeter, Sterbender auf dem Schlachtfeld „in unserer Sprache“ den Siegern noch seelische Mühsal, so war davon bei verwundeten, sterbenden Iren und den Schreien „in ihrer Sprache“ keine Rede. Die Iren erschienen als Menschen, die gewissermaßen ihr Menschsein verspielt hatten (hier durch falschen, d.h. katholischen Glauben): Eine Vorstellung, die aktuell geblieben ist. In derlei Menschen vereinigte sich das Barbarische in seinen drei Gesichtern: das Böse (Anti-Christ), das Fremde (gälische Sprache), das Genozidale (Wunsch nach Reinheit des Wir; Sémélin, 2005). Da es sich als unmöglich erwies, die Iren loszuwerden, versuchte man sie in den äußersten Westen, d.h. den unfruchtbarsten Landesteil, „auszusiedeln“: „To Hell or Connaught“ (ab 1649). Allerdings gab es dabei eine unerfreuliche Beschränkung, denn auf den Ländereien und in den Häusern der Vertriebenen wohnten nun die neuen britischen Herren, die großen Bedarf an Knechten hatten, was eine wirkliche „ethnische Säuberung“ verhinderte. Immerhin hatte das Schwert dort vorerst Ruhe geschaffen. Der Krieg ging zwar weiter, solange Oliver lebte. Aber er wurde nun jenseits der eigenen Küsten geführt. England wurde stark, gefürchtet, eine Militärmacht von Bedeutung, zum ersten Mal in seiner Geschichte. Doch diese Kriege kosteten mehr als sie an Beute einbrachten. Am Ende drohte selbst diesem Regime der Bankrott. Olivers Versuche scheiterten, ihn durch Berufung neuer Parlamente abzuwenden und damit zugleich seiner Herrschaft über das Schwert hinaus Legitimität zu verschaffen. Um zumindest den passiven Gehorsam der besitzenden Schichten zu erhalten, hatte er bereits mit jenen radikalen Gruppen gebrochen, denen er früher nahestand (Levellers, Diggers, Millenarians). Das beruhigte die Besitzenden und erregte den Hass der Radikalen. Fortan lebte er in der Furcht vor dem Dolch des Attentäters. Es wird einsam um ihn. Er nennt sich selbst einen „Polizisten“, der das Volk bewache, damit es sich nicht umbringe (und man ihn nicht umbringt). Als er stirbt (1658) kollabiert auch sein Regime, das nichts mehr war als eine persönliche Herrschaft, die längst „das Wort“ verloren hatte. Und auf den Straßen wird getanzt.

Psyche

Was, wenn ein Mensch es auf sich nimmt, König zu sein? Was, wenn ein Mensch es auf sich nimmt, Gottes Werkzeug zu sein? Was also, wenn ein Mensch es auf sich nimmt, im Kreis des Absoluten zu stehen, der Gewalt wie der Gnade? Was geschieht in der Psyche eines Menschen, der in der Gewalt handelt und um sein Erwähltsein weiß? Es ist die Frage nach Oliver Cromwell, der mit Gott ringt und dessen Offenbarungen mit Härte tut (Metz, 1993). Es zeigt sich eine psychische Struktur aus langen Phasen der Passivität bis hin zur Depression und plötzlichen Ausbrüchen hemmungsloser, manisch getriebener Aktivität. Diese psychische Disposition ist schon früh an Oliver beobachtet worden. Sie war ihm selbst bewusst (Abbott, 1937-1947). Er deutete sie als ein Warten auf göttliche Offenbarungen („waiting on divine providences“), die sich in der Seele eines Menschen manifestieren, der um seine Erwählung weiß. Solche Menschen begreifen sich als „Werkzeuge“ („instruments“) eines Absoluten: Sie tun, was zu tun ist, verantwortungslos als Personen. Der Begriff der Verantwortung löst sich auf. Die „Geschichte“ tritt an dessen Stelle, eine Geschichte, in welcher das Heil mit dem Unheil kämpft, eine Kriegs-Geschichte, in der die Werkzeuge den Weg bereiten für die Herrschaft des Vollkommenen, in welcher die Geschichte (als Unordnung) ihr Ende findet. Es ist ein messianischer Gedanke, der Sinn in die scheinbare Sinnlosigkeit bringt, der Geschichte wie des eigenen Lebens, wenn man denn den Sinn erkennt und ihm dient. Oliver erkennt ihn in einer tiefen Krise seines Lebens (1630). Sie rettet ihn nicht nur psychisch. Mehr noch, sie weist ihm den Weg aus einem kleinen, individuellen Dasein in eine politische Existenz, in der er zum Schicksal „der Anderen“ werden kann. Es ist der Weg in die Geschichte. Eine psychische Disposition bildet sich aus, vom jungen Mann, der in tiefer seelischer Erschöpfung plötzlich Gottes Wort vernimmt, über den Abgeordneten, der in seiner Rede plötzlich von religiösen Emotionen überwältigt zu stottern beginnt, bis hin zum Krieger, der bei Beginn der Schlacht, nach Anrufung Gottes, plötzlich in hysterisches Gelächter ausbricht. Es ist durchaus eine psychische Disposition, die Erfolg in der Welt ermöglicht. Ein „Wenn... (ich anders gehandelt hätte)“ gibt es nicht, der Blick geht stets nach vorne. Es gibt auch keine Skrupel: Die passiven Phasen sind recht wohl von Nutzen für sein politisches Verhalten, denn er lässt andere handeln, Freund wie Feind, beobachtet, entscheidet erst, wenn seine eigene Position infrage gestellt wird und dann mit aller Härte. Derlei Situationen galten ihm als „Providences“, auf die er „wartet“, wie in einem Gefecht, in dem nicht siegt, wer als erster angreift, vielmehr jener, der wartet, bis das Geschehen auf der Kippe steht. Oliver blieb in seinem Handeln unvorhersehbar, so wie sein Gott auch. Für seine Verbündeten wie seine Gegner wurde er zur „enigmatischen“ Person. Das verschaffte ihm psychische Macht über das Schwert hinaus, ermöglichte ihm, sich ohne Schmerz von alten Freunden zu trennen und vielen zuhören zu können, die sich stritten, ohne selbst zu streiten. Seine häufig gerühmte (religiöse) Toleranz hat hier ihren Grund: Indifferenz in einem Dogmatischen, das für seinen intimen Gottes-Bezug bedeutungslos blieb. Anglikaner, vor allem aber Katholiken, waren davon ausgenommen. Sie galten als Feind, intolerabel: Im Prinzip, weil sie ihr Seelenheil an die Gnadenvermittlung einer Priester-Hierarchie „verkauft“ hatten, im Kalkül, weil sie auf Seiten des Königtums standen, kämpften. Dieses Ineinander von Prinzip und Kalkül, von göttlicher Botschaft und taktischer Abwägung ist wesentlich geworden für seinen Erfolg, auf dem

Feld des Schlachtens, wie in den Gefilden der Politik. Es verlieh ihm innere Kraft als Teilhabe am Absoluten, ohne dabei die Teilhabe am Relativen, der Pragmatik des Situativen, unmöglich werden zu lassen. In den Phasen der Passivität öffnete sich Oliver der Umwelt, in jenen der Aktivität verschloss er sich und handelte linear, als Vollzieher jener Wahrheit, auf die er gewartet hatte.

In der Frage nach der „Psyche“ eines Menschen verknüpft sich äußere und innere Biografie, also das, was in der Gesellschaft „an sich“ geschieht, in Ereignissen, Moralverhältnissen, und das, wie es „für mich“ seelisch verarbeitet wird. Soziale Herkunft und psychische Disposition wirken dabei zusammen. Je umfassender die psychisch-sichernden sozio-kulturellen Zustände in einen „Strudel“ geraten, also Gewissheiten unsicher werden, desto fragiler wird die innere Biografie. Unsicherheit im Sozio-Kulturellen setzt jene psychischen Grundmotive frei, die anthropologisch im Menschen angelegt sind: Flucht und Angriff, das Sich-Bergen, Verbergen in der Gruppe, das Verschließen eines von tiefer Verunsicherung gepeinigten Bewusstseins durch Hinwendung zur Sicherheit des Absoluten. Die Mehrheit verbirgt sich in der Gruppe, fürchtet die Unsicherheit und wenn jemand kommt, der das „Fürchtet euch nicht!“ zu sagen vermag, kann er zum Hirten der Herde werden. Oliver wurde Hirte. Heilsgeschichte und Gnadenwahl sind die Säulen seines Bewusstseins. Diese Geschichte ist Krieg, den Gott gegen die Mächte des Bösen führt, Krieg unter Menschen, mit denen, die Er als Werkzeuge erwählt hat, gegen jene, die in der Finsternis leben. Es ist der Gott des Alten Testaments, nicht jener eines Jesus Christus, der von so etwas Erstaunlichem wie „Feindesliebe“ spricht. Olivers Gott ist unerbittlich, nicht allein den Verworfenen gegenüber, ebenso gegenüber den Erwählten, wenn sie denn Gottes Willen nicht strikt vollziehen, seine Gebote nicht genauestens befolgen. Doch bleiben sie in der Gnade (Gott würfelt bekanntlich nicht). Wenn Er sie straft, dann nur, um sie auf den rechten Weg zurückzuführen. Dieser Weg ist Gehorsam, seine Richtung zeigen die Offenbarungen in Ereignissen. Das „Werkzeug“ vollzieht allein den Willen des Allmächtigen, nicht einen eigenen, der doch nichts wäre als „fleischliches“ Streben nach Besitz, Herrschaft. Wenn Oliver etwa die Hinrichtung des Königs rechtfertigt, dann im Bezug auf jenen göttlichen Willen, wie er sich in der Abfolge historischer Ereignisse geoffenbart habe. Prinzip und Kalkül treffen sich auch hier, denn nach dem Endsieg über den König und seine Parteilung ist für die puritanische Parteilung die physische Beseitigung des Monarchen unabdingbar geworden, will sie sich die Herrschaft sichern. Es genügt nicht, vom Kopf die Krone zu nehmen, man muss, wie Oliver sagt, den Kopf mit der Krone abschlagen. Nun bemerkten bereits die Zeitgenossen derlei erstaunliche Übereinstimmung von göttlichem Willen und persönlichem Kalkül, verspotteten Oliver als „Heuchler“, der Gott zitierte, wenn es um seinen Vorteil im Kampf um die Macht ging. Für diesen waren solche Vorhaltungen kaum weniger als Blasphemie, Beschimpfungen eines Werkzeugs, das lediglich Seinen Willen vollzog. Ja, er sei weit gekommen, bemerkte er einmal (1647) – und er kam noch weiter. Aber nur, weil er nicht wisse, wohin er gehe. Sein Weg war der des göttlichen Willens und kein Mensch vermochte diesen im Vorhinein zu kennen. Machiavellistisch betrachtet wäre das die moralisierende Rechtfertigungs-Rede eines Zynikers, doch das greift zu kurz, denn ein Zyniker weiß um seinen Zynismus. Er handelt ausschließlich aus dem Kalkül und hängt lediglich einige moralische Phrasen davor. Oliver ist ein Gläubiger, er glaubt tatsächlich was er sagt. Das zeigt sich auch daran, dass er in eine innere Krise geriet, als sein

Versuch gescheitert war, mit einem „Parlament der Heiligen“ den Gottesstaat auf (britischen) Erden zu errichten (1653), weil die Heiligen („auserwählte“, d.h. „gottesfürchtige Männer“) in sich so zerstritten waren wie nicht-heilige Personen auch. Zudem drohte der Kollaps, ein neuer Bürgerkrieg und: Olivers Position selbst war gefährdet. Er überlebte: die Schlachten, die Heiligen, die Störungen seiner Seele. Und er blieb in der Gnade seines Gottes, den er noch auf dem Sterbebett anrief (3.9.1658).

Der Weg zur Macht führt in immer größere Einsamkeit. Die Mitkämpfer hatte er verlassen oder sie hatten ihn verlassen. Er hatte „die Straße“ verloren und „das Wort“, also die Unterstützung der „einfachen Leute“ ebenso wie den weltanschaulichen Bezug auf den religiösen Enthusiasmus. Wenn er nun durch London ritt, leer-te sich die Straße, wo früher dichtgedrängt jubelnde Menschen standen. Auf den Hinweis, neun von zehn Engländern seien gegen ihn, gab er die einzig zutreffende Antwort: Wichtig bleibe allein, dass der zehnte bewaffnet sei (1653). Das war eine jener ihm so verhassten „fleshly reasonings“, die ihn nun selbst eingeholt hatten, um des Überlebens Willen. Oliver blickt über gebeugte Rücken und sucht den verborgenen Dolch. Er hatte es auf sich genommen, König zu sein (selbst wenn er sich die „bunte Feder“ des bloßen Titels nicht „an den Hut stecken“ wollte). Er hatte es auf sich genommen, Werkzeug Gottes zu sein (auch wenn dieser dann nicht durch jenes Tor trat, das man doch für ihn geöffnet hatte). Er stand nun im Kreis des Absoluten, doch der Kreis hatte sich geschlossen, aus Bewegung war Stillstand geworden. Den Traum hatte er verloren, diesen Traum vom Reich Gottes auf Erden am Ende einer tausendjährigen Geschichte. Das „Wort“, die soziale und psychische Dynamik der Utopie war verloren, das „Schwert“, die Statik der Polizei, war geblieben. Was tut ein Mensch nach dem Utopie-Bruch, wenn die Geschichte weitergeht, so ordinär wie immer, ohne jenes Ende zu finden, das doch in ihr enthalten sein soll? Es ist eine Frage keineswegs nur des 17. Jahrhunderts. Die Antwort bleibt dieselbe: Überleben.

Errungenschaften

„Errungenschaften“ sind die Nach-Geschichte eines (nun vergangenen) Handelns. Ob sie tatsächlich welche sind, hängt von der Perspektive ab, aus der man darauf blickt, denn: Geschichte ist die Wahrheit, auf die man sich geeinigt hat, jeweils (Metz, 2015). Psychologisch betrachtet sind die Perspektiven des Jeweils immer „heiß“, d.h. gefüllt mit Gefühlen. Das Verhältnis von Menschen zu Menschen ist eher emotional denn rational und die Einschätzung einer Person, ihres Verhaltens und der ihr zugeschriebenen Errungenschaften (oder Abscheulichkeiten) schwankt mit den Blickwinkeln, aus denen darauf geblickt wird. Diese Winkel ändern sich, denn sie sind nichts als Diskurs-Verhältnisse, in welchen die wechselnden gesellschaftlichen Machtverhältnisse ihren moral-rhetorischen Ausdruck finden. Die Herrschaft im Diskurs wird stabil da, wo sie sich mit dem Gefühl verbündet, wo also ein „Faktum“ zur „Emotion“ wird. Die „Namen“ für Gut-Böse werden festgelegt, sodann daraus ein „Rahmen“ konstruiert, der das Böse ausgrenzt und alle Redenden dazu auffordert, ihn nicht zu überschreiten. Auf die Vergangenheit angewendet müssen viele aber draußen bleiben, weil sie den Moral-Forderungen keiner Gegenwart genügen. Das erinnert etwas an den „Rahmen“ aus Palisaden, den Cromwell gegen die irische Barbarei (Connaught) errichten ließ. Die Palisaden sind wieder verschwunden, später,

die Engländer auch: Die Bajonette sind verschwunden, die Wahrheiten haben sich also geändert. „Gott hat ihnen ins Gesicht gespuckt“, hieß es, als Cromwell seinen Kopf, die Puritaner ihre Macht verloren hatten (1661). Vorher hatte „Gott“ denen, die jetzt jubelten, ebenfalls „ins Gesicht gespuckt“ – doch die Frage, warum dieses Spucken seine Richtung wechselte, wurde nicht gestellt, oder genauer: sie wurde schon gestellt, einsam, im Turm, wo sich der Frager verbergen musste, um nicht das Schicksal seiner Bücher teilen zu müssen (man verbrannte sie). Es ist der kühle Blick, der weder liebt noch hasst und eben deshalb so unbeliebt ist, weil er moralisch zu nichts taugt, der Diskurs jedoch ohne Moral ins Stottern gerät. Für Thomas Hobbes, den zeitweisen Bewohner des Turms, war Cromwell eben jener „Polizist“, der im Ungeheuer des „Leviathan“ das Ungeheuer des „Behemoth“ unterwarf, also einer rasend gewordenen „wilden Gewalt“ die „Friedens-Gewalt“ des Macht-Staates aufzwang (1651, 1668). Es war ein analytischer Blick, der nach einer Erklärung suchte über alle Cromwells hinaus. In seiner kühlen Distanz entsprach ihm der „okulare“ Blick des Leopold Ranke (1859), der historiografisch auf der Ebene der Ereignisse verharrte, als versuchte „Auslöschung“ seines eigenen emotionalen Ich und einer Moral fordernden Gesellschaft. Dazwischen lag ein 18. Jahrhundert, das aus der Französischen Revolution auf die Englische blickte und in Bonaparte ihren Cromwell fand. Die Engländer wie Schotten waren sich in dieser Epoche uneins, was sie von alldem halten sollten, doch auch hier wies das Schwert den rechten Weg. Die Revolution von 1688, die gerade deshalb zu einer „Glorreichen“ werden konnte, weil jeder an Cromwell dachte, leitete die Wende ein vom „Königsmörder“ zum Wegbereiter des „King in Parliament“, einer durch das Parlament kontrollierten Exekutive. Den König (James II.) brauchte man diesmal nicht um seinen Kopf zu bringen, denn die Cromwellsche Erinnerung brachte ihn dazu, frühzeitig das Weite zu suchen. Gewalt war nur noch in Irland nötig, wo der Name Cromwells längst Verfluchung geworden war: „The curse of Cromwell on you!“ Aus dem Zerstörer wurde ein Gründer, eben des parlamentarischen Regierungssystems, dem man dann gegen Ende des 19. Jahrhunderts vor dem Parlament ein Denkmal setzte: Mit Schwert und Bibel und natürlich mit Kopf. Es war die Hoch-Zeit des Imperialismus und Cromwell wurde nun auch gefeiert als Begründer eines „Greater Britain“, der den Blick auf ferne Küsten lenkte und dafür eine Kriegsmarine bauen ließ, die dann „die Wellen regiert“ hat. Hinzu kam jene damals überzeugende Vorstellung, der zufolge „Geschichte“ nichts anderes sei als die Biografie „Großer Männer“, wie bei Thomas Carlyle, der Cromwell zum nationalen Heros ausrief (1845). Geschichte war Chaos, in Ordnung gebracht durch „Helden“. Geschichtsschreibung wurde „Hero Worship“, eine Geschichte, die nun nicht länger von göttlichen Vorsehungen gelenkt wurde, sondern von heldenhaften Tätern. Cromwell ließ „den englischen Löwen brüllen“, zum Schrecken aller, die jenseits der anglo-schottischen Küsten lebten. Seine Rede vom Volk der Engländer als Gottes neuem auserwählten Volk, machte ihn zu einem weiteren Gründer, nun des Nationalismus als der (heißen) Emotion des 19. Jahrhunderts, des zwanzigsten ebenso, welche die Religion ersetzte. Doch diese Apologie blieb nicht ohne Widerspruch, vor allem, als seit dem späten 19. Jahrhundert mit Industrialisierung und Proletarisierung ein machtvoll werdender Sozialismus die Klassen-Frage stellte. Er sei ein „Verräter“ gewesen der „common people“, der arbeitenden Menschen, welche die Revolution vorangetrieben hätten, um dann mit ihren Forderungen nach einem ausgeweiteten Wahlrecht (Levellers), nach einer gerechteren Verteilung des

Bodens (Diggers) unterdrückt zu werden. Und auch der Hass der Iren blieb wie ihr Versuch, ihn als „Fluch“ loszuwerden. Mit Irland, „Englands erster Kolonie“, begann der Niedergang von Englands imperialer Größe (1921), von dem fünf Jahrzehnte später nicht mehr viel übriggeblieben war. Der Beitritt zur EU (1973) vollendete in den Augen vieler Engländer diesen Niedergang, welcher so gesehen zugleich einen Bruch mit Cromwells Außenpolitik bedeutete, „der uns vom Kontinent befreite“, wie es in der Ära des globalen Imperialismus hieß, und England auf diese Weise eine Politik der „Balance of Power“ ermöglichte, eines Anspielens europäischer Mächte gegeneinander mit Option gegen den jeweils Stärkeren. Doch in der Erinnerung seiner Landsleute blieb Cromwell ein Großer, noch 2002 wurde er in einer Umfrage als Zehnter unter den hundert bedeutendsten Briten genannt. Das 20. Jahrhundert, mit dem siebzehnten durchaus vergleichbar als Zeitalter des „Strudels“, brachte auch andernorts eine Renaissance der „Großen Männer“ und mit ihr Cromwells. Stalin etwa sprach mit kühler Sympathie von ihm als einem, der „den König exekutierte, das Parlament vertrieb, die einen verhaften, die anderen hinrichten ließ“ (1934). Im nationalsozialistischen Deutschland lag die Verbindung mit Hitler nahe, nicht kühl wie bei Stalin, sondern in der Hitze eines Menschen, der Übermenschliches tut. Die Täter des Totalitarismus sind Vergangenheit, ihre Regime auch. Was von ihnen bleibt, sind Ruinen und jene Leichen, die eher unter dem Galgen als in Prunkgräbern ihren Platz gefunden haben. Was jedoch bleibt von den Errungenschaften des Oliver Cromwell?

Cromwell begründete erstmals „Greater England“ als unitarisches Staatsgebilde, „Greater Britain“ als global-imperialen Herrschaftsraum. Doch der Unitarismus ist Vergangenheit geworden. Irland ist (weitgehend) verloren, Britannien selbst ein Bundesstaat und es droht „Little England“, sollten auch die Schotten gehen. Das Empire hat sich aufgelöst und da es sich nur als Kolonialismus verwirklichen konnte, wird in „woken“ Zeiten die Erinnerung daran eher Last als Stolz. Was bleibt, ist ein Parlamentarismus, der durch die Revolution ging, ohne dabei die historische Kontinuität zu verlieren (wie in Frankreich, Russland). Geblieben ist auch, bis hin zum „Brexit“ (2020), die emotionale Distanz zum „Kontinent“. Dass sich Cromwell, gegen den Widerstand der Londoner Kaufmannschaft, für die Rückkehr der Juden nach Jahrhunderten der Vertreibung eingesetzt hat, sollte nicht unerwähnt bleiben.

Der letzte Grund einer Biografie ist die Anthropologie als Philosophie des Menschen hinter den vielen Gesichtern seines Lebens. Der Mensch ist zu allem fähig, doch was er tut, ist nicht nur eine Frage seiner Möglichkeiten in der Zeit. Etwas bleibt, das mehr ist als wir von ihm wissen. Es gibt Menschen, die in Strudeln ertrinken, solche, die sich über Wasser halten und jene, die in ihnen zu Fischen werden. In der Frage nach Strudeln begegnen sich Philosophie und Geschichte als Frage nach „Sinn“ jenseits aller „Wahrheiten“, die Errungenschaften benennen, jeweils, oder deren Gegenteil ausrufen. Eine solche Begegnung wäre Stille nach dem Lärm, des Jetzt wie des Vorher. Die Stille des Oliver Cromwell ist in seiner gequälten Seele, ihrer Suche nach Sinn, die vergeblich bleibt, weil alle „fleischlichen“ Erfolge ihre Leere nicht zu füllen vermögen, bis er denn im langen Augenblick des Todes bei Gott ist und Gott bei ihm.

Literatur

- Abbott, W.C. (1937-1947). *The Writings and Speeches of Oliver Cromwell*. Harvard University Press.
- Hill, C. (1970). *God's Englishman. Cromwell and the English Revolution*. Pelican Books.
- Metz, K. H. (1993). *Oliver Cromwell. Zur Geschichte eines schließlichen Helden*. Muster-Schmidt.
- Metz, K. H. (2010). *Geschichte der Gewalt*. Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Metz, K. H. (2015). *Geschichte. Eine Theorie*. Peter Lang.
- Metz, K. H. (2020). *Das Absolute und das Nichts. Über Herrschaft, Gehorsam, Widerstand*. Königshausen und Neumann.
- Sémélin, J. (2005). *Purifier et détruire. Usages politiques des massacres et génocides*. Édition du Seuil.